

Tägliche Omaha Tribune

TRIBUNE PUBLISHING CO., VAL. J. PETER, President
1811 Howard Str. Telephone: TYLER 346 Omaha, Nebraska
Des Moines, Ia., Branch Office: 407—6th Ave.
Eastern and Western Representative
HOWARD C. STORY
1109 Fifth Ave. Bldg., New York
924 Arch Str., Philadelphia
664 Peoples Gas Bldg., Chicago
Omaha, Neb., 25. Juli 1916.

Zum Siegen geboren.

„Mein Volk ist zum Siegen geboren“, hat der deutsche Kaiser gesagt. Es sind Worte, die die Herzen der Deutschen hüben und drüben höher schlagen lassen. Sie treffen den Nagel auf den Kopf, denn der Kaiser kennt sein Volk. Er kennt dessen Licht- und Schattenseiten. In den langen Jahren des Friedens hat er die Deutschen als tüchtige Arbeiter auf allen Gebieten des Weltverkehrs kennen gelernt, aber auch als Krieger, Reichsverteidiger, Unruhmänner und Widerpenfliche. In seiner eigenen Person hat er die Reichsverteidigung unter seinem Volke verkörpert, und schmerzt er unter Widerstandstendenzen leiden müssen. Vielleicht zu seinem Nutzen; denn seelische Reiben wirken abbläuernd, säulen den Charakter.

Aus der Sturm- und Drangperiode seiner impulsiven Reden, Briefe und Depeschen hat der Kaiser viele der Erfahrungen geschöpft, die ihm und seinem Volke jetzt den Nutzen sind. Als dann die schwere Zeit der Not kam und das Volk sich wie ein Mann an der Seite seines Kaisers erhob, da wußte er, daß Deutschland siegen würde, und als er am Schlusse der ersten Reichstags-Sitzung im Kriege sagte: „Nun wollen wir sie verdeutschen“, da wußte er, daß die deutschen Dreißigstel ihre Arbeit gut durchführen würden, und bis heute hat er recht behalten.

Es mag sein, daß der Kaiser erst während des Krieges, da er mit seinen Soldaten vor dem Feinde steht, unabhässig das Land noch allen Richtungen durchkreuzt, um sich seinen Truppen zu zeigen, um Anteil zu nehmen an ihren Leiden und Freuden, die innere Seite seines Volkes erkannt hat. Und wenn er in dieser, in der Not der Zeit gekommenen Erkenntnis sagt, daß sein Volk nur zum Siegen geboren, dann wird er auch darin recht haben.

Ju Goethals' Resignation.

Generalmajor Goethals, der Erbauer des Panamakanals, der seinen Abschied als Gouverneur der Kanalzone verlangt hat, verdient, daß der Kongress ihm durch ein Spezialgesetz dauernd einen hohen Rang in der Armee gibt, wie Doney für Lebenszeit der höchste Rang in der Flotte verliehen worden ist. Das General Goethals hat sich nach der glücklichen Vollendung des Nischenwerkes in den Ruhestand zurückziehen will, ist begreiflich. Wer sein Jahre die Verantwortlichkeit für ein Unternehmen wie den Durchbruch des Isthmus auf den Schultern getragen hat und nahe an die Sechzig steht, dem muß ein Jeder das Bedürfnis nach Ruhe nachfühlen können. Goethals war aus dem Radettenkorps zu West Point hervorgegangen, hatte die Kriegs-Akademie durchgemacht, war mehrere Jahre lang dort Instruktur im Ingenieurwesen gewesen und hatte bereits mehrere bedeutende Arbeiten für die Regierung geleistet, als er mit dem Bau des Panama-Kanals betraut wurde. Auch war er Chef des Ingenieurkorps während des Krieges mit Spanien.

Muß ein Druckfehler sein.

Die „New York World“ sagt, es würde ihr niemals im Kraume einfallen, anzudeuten, daß Herr Hughes' Auslands-Politik weniger streng merikanisch sein würde, als Herrn Wilson's Auslands-Politik. — Ist das nicht ein Druckfehler? Soll das nicht heißen: „weniger streng britisch“?

Die Arbeiterfrage. 11.

Als drittes Ziel der Arbeiterversicherung, eins der bedeutendsten, ist die soziale Erziehung der Arbeiter zu nennen. Um die Versicherung zu einer wirksamen zu machen, dürfte sie nicht in das freie Belieben des Einzelnen gestellt sein. Man hätte ja schon früher eine Seeverversicherung, im Bergbau die Knappschaftskassen, schon unter den alten Römern die Vespellenaden (eine Art Hilfskassen), man hatte seit 1859 Eisenbahnkassen, in Baden die Gemeindekrankversicherung — aber all dies waren freie Hilfskassen, nur ein Ratgeber, eigentlich nur Sterbekassen, aber keine Versicherung.

Solange der Arbeiter jung ist, denkt er selten oder überhaupt nichts ans Sparen, geht also nicht freiwillig in eine Hilfskasse, ist er aber erst über 40 Jahre alt, wird er in solche Kassen nicht mehr aufgenommen. Man mußte also den Versicherungsbeitrag für alle einführen, entweder Kassenzwang, indem der Arbeiter sich irgend eine Klasse selbst wählen kann, oder Zwangskasse, indem der Arbeiter einer bestimmten Klasse beitreten muß.

Natürlich wurde über diesen Zwang weidlich gezeckert als unmündig des freien Arbeiters. Aber bald erkannte man die heilsamen ersichernden Folgen an. Die gemeinsame Zwangsversicherung erweiterte das Gefühl der Solidarität, der Zusammengehörigkeit unter den Arbeitern, ergoz sie zur Ordnung und zur Sparsamkeit, vor allem aber durch ihre Mitwirkung bei der Verwaltung und der Rechtsprechung wie der Organisation der Versicherung erweiterte sie das Gefühl der Mitverantwortlichkeit für das Ganze. Der beste Beweis dafür, daß die deutsche Zwangsversicherung der richtige Weg ist, bildet der französische und englische Arbeiter mit seinen freien Hilfskassen. Trotz der bedeutenden englischen Zuschüsse, die in England von den Unternehmern, in Frankreich vom Staate geleistet werden, haben sich in Frankreich während eines halben Jahrhunderts etwa nur eine Million Arbeiter freiwillig versichert, und in England ist nach 150 Jahren Arbeit auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung das Ergebnis, daß etwa 25 Millionen Arbeiter auf den Todesfall, nur etwa 5 Millionen gegen Krankheit, sehr wenige gegen Alter, Invalidität und Unfall versichert sind. — Der Arbeiter muß erst auf dem Gebiete der Fürsorge erzogen werden, und das geschieht am ersten und am besten durch Zwang, seinen despotischen, aber vernünftigen Zwang, indem man ihn zum Mitarbeiter an diesem Werke heranzieht, wie es in Deutschland geschieht.

Daß nun mit der bisherigen Arbeiterversicherung und der Arbeiterversicherung das Problem der Arbeiterfrage in Deutschland gelöst sei, wird nicht behauptet, wohl aber wird hier behauptet, daß diese Art der Lösung, wie sie von Deutschland in Angriff genommen wurde, die beste ist, die nur gefunden werden konnte, indem sie die drei Interessen: Staat, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zu gemeinsamer, harmonischer Fürsorge vereinte.

An der Lösung der Arbeiterfrage aber muß ständig weiter gearbeitet werden, denn mit der Entwicklung der Industrie, wie überhaupt der Volks- und Weltwirtschaft, entstehen auch immer neue „Berdürfnisse“. Das hat man in Deutschland auch wohl erkannt. Man ruhete nicht auf der Vorarbeiten aus, sondern arbeitete die bisher erlassenen Arbeiterversicherungs-Gesetze je nach der Forderung des Tages weiter aus. Freilich entstanden dadurch manche Unbequemlichkeiten der Organisation, die vielen verschiedenen Versicherungsarten erfordern einen riesigen, vielstufigen Verwaltungsapparat und damit auch natürlich große Verwaltungskosten. Doch das wird jedenfalls nach dem Kriege anders werden. Der Krieg hat die deutsche Regierung wie das deutsche Volk viel gelehrt, beide werden nach gewohnter deutscher Art das Gelebte in praktisch klaren und nützen wollen. Man hat in dieser schweren Zeit der Not vor allem gelernt, aus vielen kleinen ein einheitliches Ganzes zu machen. In diesem Sinne werden dann wohl auch die vielen Arbeiterversicherungs-Gesetze mit ihren vielen Klassen, die verschiedenen Arbeiterversicherungs-Gesetze zu einem einheitlichen Reichsgesetz verdichtet werden. Dadurch würden die Verwaltungskosten in bedeutendem Maße vermindert werden, was wieder dem Wohle der Arbeiter zu Gute käme. Das Beste aber, das der Krieg geschaffen hat, ist die endliche Einigkeit von dem Willen der „Internationalen“. Dieser wichtige Gedanke vor fast ganz bei den deutschen Arbeitern für immer ausgepflanzt. Endliches Verständnis zwischen Regierung und Arbeiterschaft wird auch die richtige Lösung der Arbeiterfrage zu dem segensreichen Ziele führen.

Vater und Sohn.

Stück von F. Helm Ostergaard.
Aus dem Dänischen von D. Reventlow.

Es ist Sonntag in Innsbruck, der Hauptstadt von Tirol. Die Sonne scheint auf die schneebedeckten Bergspitzen, auf die Zinnen von Frau Pitt und Jafeller. Schie Tiroler und Touristen im „Bergstium“ mit Käsegeschichten und dem unheimlichen Alpenstod wandern die breite Maria-Theresia-Straße entlang nach dem Jelsberg oder nach Mühlau zu, um ihre Bergbesteigungen anzutreten. Freische Blumen liegen vor dem halbvergildeten Madonnenbilde, das an der Ecke einer engen, schmalen Gasse aufgerichtet ist, und von den Kirchen der Stadt, der vornehmen Freigasthäuser und dem alten Kapuzinerkloster in der Sagen-Gasse, läuten die Kirchenglocken.

Auf dem Bergweg, der sich nördlich von der Stadt erhebt, liegt, umgeben von freundlichen Häusern und Gärten, eine ganz kleine Kirche. Durch enge und trumme Gassen führt ein heiler Weg dort hinauf. Die Sonne scheint auf die weißen Häuser, auf die Obstbäume und auf das goldene Kreuz, das das Dach der Kirche schmückt. Die Tür steht offen. Aber es wird keine Messe darin gelesen. Die Stühle stehen leer. Die heiligen Geräte thronen in einladender Majestät auf dem Hochaltar und blinken im Sonnenlicht, der durch das Fenster hereinströmt.

Nur ein einziger Mensch ist in der Kirche. Es ist ein alter Mann, und er kniet in einem Winkel, so daß man ihn nicht gleich erblickt. Aber sein Murren klingt wie ein gedämpftes, einfüßiges Summen, das die Aufmerksamkeit erregt, und ab und zu hört er einen tiefen Seufzer aus und sagt ganz laut:

„Heilige Mutter Gottes — erbarme dich über die unglücklichen Kinder und schenke ihnen Frieden!“

Der alte Mann ist ein Tiroler Bauer aus Oberndorf, der bei Innsbruck wohnt. Seine Geschichte ist weithin bekannt. Er ist ein wohlhabender Mann, hat einen schönen Hof und alles, was dazu gehört. Er hat mehr als er braucht, aber er hat niemand mehr, dem er seinen Wohlstand vermachung könnte. Aus seiner ersten Ehe hatte er einen Sohn, Heini. Er war zweieinundzwanzig Jahre alt, als Vater Franz auf den Gedanken kam, wieder zu heiraten.

Das war so zugegangen. Er war erst einige vierzig Jahre alt und war zehn Jahre Witwer gewesen. Da traf er Anni, ein Mädchen aus dem Zillertaler Alpen. Seine Einsamkeit hatte ihn früher nie bedrückt; er hatte Heini und seine Arbeit, die er ordentlich besorgt werden mußte. Aber von dem Tage an, wo er Anni kennen lernte, ging eine Veränderung mit ihm vor.

Die Eltern des Mädchens hatten eine Gastwirtschaft in Innsbruck übernommen, und hier wurde Vater Franz ein häufiger Gast, bis er eines schönen Tages die Tochter als seine Braut zum Altar in der Dreißigstentirche und von dort nach Oberndorf in seine Heimat führte. Das war eine große Liebesverheiratung, nicht nur für die Bekannten und Freunde, sondern auch für Heini. Denn Vater Franz hatte nicht mit einem einzigen Wort von den Heiratseplänen gesprochen, die er auf seine alten Tage noch geschmiedet hatte. Auch nicht mit dem Sohn. Er hatte es manchmal tun wollen; aber dann hatte er sich immer wieder anders besonnen — er wollte selbst nicht, warum. Er und Heini verstanden sich sonst so gut. Sie waren eigentlich mehr wie ein Paar guter Freunde als wie Vater und Sohn, und der Junge würde ganz gern eingesehen haben, daß Vater Franz im Grunde doch nicht so ganz was, um den Rest seines Lebens ohne ein schönes, rechtschaffenes Weib zu verbringen, was ihm seine Tage ein wenig verlebte.

Aber so wunderbar war es zugegangen, daß Vater Franz schließlich nach Innsbruck geriet, war, um Hochzeit zu halten, ohne es seinem Sohn zu sagen. Man munkelte allerdings nicht und das. Aber wenn die unheimlichen Gerüchte an Heini Ohr zogen, lächelte er nur und sagte, er wolle seinen Vater besser. Er habe sie daran gedacht, sich wieder zu verheiraten, obgleich es eigentlich dumm sei, daß er es nicht getan habe; sie hätten es dann auch ihrem Oberndorfer Hof weniger einjam gehabt. Man meinte Heini, sei es wohl bald Zeit, daß er selbst sich nach einer Frau umsähe; aber er werde wohl nicht so leicht eine finden, die ihm passe.

Als Vater Franz in Innsbruck ankam, schrieb er einen Brief an seinen Sohn und teilte ihm die ganze Wahrheit mit. Das war am Tage, ehe es Anni's Eltern im Wirtshaus „Zur goldenen Gans“ die Hochzeit feiern werden sollte. Am Abend des nächsten Tages gedachten die Brautleute in Oberndorf einzutreffen. Vater Franz hat halb im Scherz, halb im Ernst um einen guten Empfang für sich und seine junge Frau. Sie wird dir gut gefallen, mein

„Junge“, schrieb er. „Sie ist so schön, wie sie gut ist, und ihre Augen sehen einem gerade ins Herz und verdrängen alles Böse, was sich darin einnistet.“

Heini war es etwas wunderbar zumute beim Empfang dieses Briefes. Er kam so unerwartet. Aber er gönnte seinem Vater das Glück, das dieser gefunden zu haben meinte. Und Heini machte sich mit Eifer daran, alles für den Empfang des Brautpaares festlich herzurichten. Die Hochzeiten holten, das Haus mit Laub und Blumen zu schmücken; alle taten ihr Bestes, und als Vater Franz und seine junge Frau spät abends ankamen, war der alte Oberndorfer Hof in das schönste Hochzeitshaus verwandelt, das sich ein jung verheiratetes Paar nur wünschen konnte.

Man hat nie gehört, wie Anni Semmel über die Heirat dachte, die sie eingegangen war; ob sie sie aus Neigung geschlossen hatte oder nur, um ihren Eltern eine Freude zu machen. Die, welche Vater Franz und seine junge Frau aus dem Wagen steigen sahen, wußten nur zu berichten, daß sie heiter und vergnügt auslief und freundlich und mit Vertrauen auf Vater Franz blickte, als wisse sie, daß sie in ihm einen treuen, guten Ehemann gefunden habe.

Aber dann geschah noch etwas, was mehr als einem der Anwesenden auffiel. Die Hochzeiten drängten sich um die Neuwahlten, und es verging einige Zeit, bevor Heini seinen Vater begrüßen konnte. Aber nun rief Vater Franz mit lustigem Ton: „Na, Heini, mei Junge, wo bleibst du denn?“

Und Heini trat vor. Er hatte einen Strauß Edelweiss in der Hand, den er der Braut überreichen wollte. „Willkommen im Oberndorfer Hof!“ sagte er und gab ihr den Strauß. Anni blickte auf und streckte auch ihre Hand aus. Sie hatten einander noch nie gesehen. Aber wie ihre Augen sich nun trafen, schoß das Blut in ihrer beider Wangen, und ihre Blicke konnten sich nicht voneinander lösen. Sie vergaß, die Blumen zu nehmen, die er ihr anbot, und besann sich erst, als Vater Franz sagte: „Das ist mein Sohn Heini, der dich willkommen heißt.“

Ein wunderbar Ding ist es um die Liebe zwischen Mann und Weib. Sie kann in einem Nu aufflammen, bei der ersten Begegnung, aber sie kann auch wie ein verborgener Funke glimmen, bis ein Blick, ein Wort, eine zufällige Berührung sie zur hellen Flamme auflodern läßt; sie kann zwei Menschen viel Glück bringen, aber auch viel Unglück.

Anni war achtzehn Jahre alt und Heini zweieinundzwanzig. Von der Stunde ihrer ersten Begegnung an — jenem Abend, an dem Vater Franz sie in den Oberndorfer Hof führte — von dieser Stunde an wußten sie, daß ihre Herzen einander für immer angehöreten, und daß es hoffnungslos war, dagegen zu streiten. Sie sprachen nur wenig miteinander, vermieiden es auf jede Weise, zusammenzukommen, und wenn sie einmal zufällig allein miteinander im Zimmer geblieben waren, trennten sie sich immer wieder so schnell wie möglich. Aber ganz verholben suchten seine Augen die ihren oft mit einem leidenden, hoffnungslosen Ausdruck, leidenschaftlich glühend und doch schmerzvoll, und ihr Wesen wurde von Tag zu Tag schauer und ängstlicher.

Eine Zeitlang merkte Vater Franz nichts von alledem. Er war ebenso lustig wie früher, aber allmählich fiel es ihm doch auf, daß er der einzige war, der lachen und vergnügt sein konnte. Es kam ihm so vor, als werde es nach und nach immer stiller im Hause, obgleich sie nun doch drei waren, anstatt zwei. Zuerst fiel ihm Anni's Wesen auf und dann das seines Sohnes, und nach ganz kurzer Zeit wurde auch Vater Franz still und verholben. Er gab keine lustigen Geschichten mehr zum besten, wenn sie sich zur Mahlzeit versammelten, und er lächelte auch nie mehr. Aber eines Abends, als er den Sohn allein im Zimmer traf, legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte ganz leise: „Ich bin ein Tor gewesen — du hättest sie haben sollen, Heini, und nicht ich, das sehe ich jetzt ein.“

Nicht lange darauf kam ein Abend, an dem Heini und Anni miteinander allein geblieben waren. Vater Franz war zu einem der Hochzeiten gegangen. Die beiden jungen Leute waren wie im Fieber. Kam eins von ihnen in das Zimmer, so heulte sich das andere, es zu verlassen; aber als der Tisch zum Abendbrot gedeckt war, nahmen sie einander gegenüber Platz. Keiner von beiden erzählte etwas, und keiner sprach ein Wort. Aber zuletzt wurde es so brüderlich, daß Heini sich ein Herz faßte und den Mund aufstieß:

„Mir scheint, Vater bleibt lange fort.“ sagte er.

Sie blickte zum ersten Male auf und sah ihn an. Dann antwortete sie, ohne den Blick von ihm zu wenden: „Heini — ich finde, wir sollten der Sache ein Ende machen — wir können es beide nicht mehr aushalten.“

„Sie zum ersten und letzten Male wie sie gut ist, und ihre Augen sehen einem gerade ins Herz und verdrängen alles Böse, was sich darin einnistet.“

Es war Sonntag in Innsbruck. Die Glocken läuteten von den Kirchen, Klängen, und die Sonne schien. An der Ecke des Berggrabens und der Maria-Theresia-Straße stand ein ganze Schar Droschkenkutscher in der Hoffnung, die fremden Touristen zu einer Fahrt zu kaperen. Frische Blumen lagen vor dem Madonnenbilde, und Touristen und Alpenjäger wanderten nach dem Jelsberg und Mühlau.

Unter den Fußgängern befand sich auch ein junges Paar im Sonntagsanzug; er trug einen langen Alpenstod, sie hatte einen Strauß Edelweiss in der Hand, gleich dem, mit welchem sie empfangen worden war, als sie vor kaum drei Monaten als Braut in der Oberndorfer Hof eingog. Sie gingen Hand in Hand, alle niederhastige Umzüge war verschwunden.

Aber sie gingen weiter und stiegen höher als irgend ein anderer Tourist und Fußgänger an jenem Sonntag in Innsbruck. Gegen Abend wurde das Wetter schlecht; die Wolken lagerten sich schwarz und drohend vor die Berge; die schneebedeckten Spitzen waren bald nicht mehr zu sehen. Die wolkenverhüllten Berge senten sich schwer auf die Tirolerstadt, ihre Klippen und Felswände schienen sie zu erdrücken. Und ein schwerer, dichter Regen begann zu fallen.

Die Touristen und Alpenjäger lehrten scharenweise heim, aber das junge Paar im Sonntagsanzug, die junge Frau mit dem Strauß Edelweiss in der Hand, waren nicht unter ihnen.

Vater Franz sah die ganze Nacht auf, um sie zu erwarten. Als der Morgen graute, nahm er Stod und Hocke und stieg in die Berge. Er blieb den ganzen Tag fort. Und als er heimkam, hatte er Heini und Anni gefunden.

Seit jener Zeit sind fünfzehn Jahre vergangen. Aber an jedem Sonntag trifft man in der kleinen Kirche am Bergabhang nördlich vor der Stadt einen alten, weißhaarigen Bauern, der in einem abgelegenen Winkel kniet und für die beiden jungen Leute betet. Er hat ganz vergessen, daß die eine seine Frau war, und so betet er: „Heilige Mutter Gottes — erbarme dich über die armen Kinder und schenke ihnen Frieden!“

Die Gebirgspatrouille.

Anfregende Soldatensprüche im Kesseltage.

Ich lernte das Kesseltage wählend meiner Militärlaufbahn kennen. Unsere Division manövrierte zwischen Schwyz, Kantonsthal und Hirschenberg, und ich gehörte zu einer starken Patrouille, die unter der Führung des Leutnants von Spillmann in den Bergwäldern umherzogen und nachforschungen machte, ob etwa der Feind dort ohne einen lässigen Streich gegen unser Heer vorbedachte. Anfänglich gefiel uns diese Gebirgslauf; als wir aber nach vielstündiger und oft halbbrecherischer Kletterei hundemüde waren, verwünschten wir den Herrn Mühsal und sein ganzes Reich in Kesseltagen, wie sie für empörten Soldatenbergen zur Verfügung stehen. Endlich, in frohstiller Nacht, durften wir rasten. Unser Quartier war der Kesseltage eines hochgelegenen Gebirgsdorfes, und wir verbrachten ein paar Stunden in der Kesseltage. Der Wirt, anscheinend ein wohlhabender Knaifer, war ein schätzbare Wesel. Er ließ uns für gutes Geld eine Mehlsuppe bereiten, der es an Schmalz und Salz fehlte, und beteuerte, daß er außer Schmalztröpfchen nichts Schöneres im Hause habe. Frühen Tags marschieren wir weiter, und als wir schon im nächsten Busch waren, kam uns der Kesseltage nachgerannt und behauptete sammernd und schimpfend, die Soldaten hätten ihm aus der Speisekammer eine gebratene Ente gestohlen. Leutnant v. Spillmann kommandierte: „Halt!“ — sah uns der Reihe nach mit durchbohrenden Frageblicken an und begehete dann in unheimlich drohendem Tone zu wissen, wer die Ente gestohlen habe. Keiner meldete sich. „Tornister öffnen!“ befahl er. Alle Tornister taten sich auf, und er guckte und tastete in jeden hinein. Die Ente war nicht zu finden. Enttäuscht atmete er auf, und nun entließ er die ganze Fülle seines Jornes über den süßigen Kesseltagebesitzer. „Seien Sie froh!“ — schrieb er ihm wild an — „daß ich Sie nicht abführen und einlösen lasse, Sie Schwindler! Erst speisen Sie uns mit einer elenden Zausche ab und lügen uns vor, daß Sie nichts zu stehlen im Hause hätten, und jetzt wollen Sie ehrliche preußische Soldaten zu Spitzbuben stampeln! Das ist Erpressung, denn Sie haben, wenn man Ihnen glauben darf, gar keine gebratene Ente gehabt. Nehmen Sie schleunigst Ihre Weine in die Hand, sonst sollen Sie hier etwas erleben!“

Wir marschieren weiter und hören den Mann noch eine ganze Weile wehklagen und drohen. Dieser zweite Zug war noch toller als der erste. Wir liefen und liefen, durchstößten alle Wälder, kletterten auf Felsen, stiegen und kletterten, kletterten unter



Here's the Case — You be the judge



A CASE OF GOOD JUDGMENT
Henry Rohlf Company, Distributors
2567-69 Leavenworth St. Phone Douglas 876
Prompt deliveries to any Mail orders by freight part of greater Omaha or express to any point

Gläser, durch die Sie klar u. ohne Beschwerden sehen können
HOLST OPTICAL CO.
694 Brandeis Bldg. OMAHA

Hulse & Riepen Deutsche Leichenbestatter
Drie E. Hulse, Walnut 595
E. F. Riepen, Tyler 1102
701 1/2 16. Straße
Tel. Dougl. 1226. Omaha

Jetter's Old German Style Double Beer
Old Age
"In a Class By Itself"
Brewed and Bottled by
Jetter Brewing Co., Ltd.
OMAHA, NEB.
2002 F Street. Family Trade Supplied by Wm. Jetter, Phone Douglas 681.

Beacht Euch bei Einkäufen auf die „Tägliche Omaha Tribune“